

DIE PATEN

Erzählt von Gerhard Steinhauer

Die Sozialordnung in unserem Zwölfkinderhaus war so wohl ausgewogen und wurde von der Hand der Mutter so weise geführt, daß es in diesem kleinen Staate trotz der Verschiedenheit der Charaktere nie zu stiller Auflehnung oder gar offener Revolte kommen konnte. Bis zum zehnten Lebensjahre war unser Platz bei den Mahlzeiten am kleinen Tisch, dem »Unterhaus«. Diese Benennung entsprang nur dem Bilde, nicht etwa anglophilen Neigungen, die sich mit unserem autoritären Regime nicht vertragen hätten. Wer die Schwelle des ersten Jahrzehnts überschritt, rückte am gleichen Tage ins »Oberhaus« auf. Damit waren mancherlei Freiheiten und Ansprüche verbunden, verlockend und gewichtig genug, daß wir Kleinen Eile hatten, uns zu strecken. Während wir bei Tisch oft mit dem zürnenden Zuruf »Ruhe im Unterhaus!« bedacht wurden, war den Mitgliedern des Oberhauses gestattet, schon einmal ungefragt am Tischgespräch teilzunehmen. Sie erhielten auch ein wöchentliches kleines Taschengeld, dem von Jahr zu Jahr ein paar Groschen zugelegt wurden. Samstags brauchten sie sich nicht mehr von der großen Schwester baden zu lassen. Und während wir nach dieser Prozedur sogleich ins Bett geschickt wurden, nur mit ein paar Weißbrotschnitten mit Butter versehen, durften die »Großen« eine Stunde länger als sonst aufbleiben. Sie erhielten Kakao und Butterbrote mit Wurstbelag, den es nur am Samstagabend gab. Das war jedoch keine Bevorrechtung, aus der sich Klassenhaß hätte entwickeln können. Jeder von uns mußte ja, daß er die Anwartschaft auf die gleichen Rechte besaß, und eines Tages würde sie sich prompt erfüllen. Zudem hatten auch wir Unterhäsler unsere Privilegien. Beispielsweise war es uns vorbehalten, den Topf auszuschrappen. Das ging reihum, in dieser Woche bei den Jungen, in der nächsten bei den Mädchen. Das Oberhaus war zwar nicht förmlich davon ausgeschlossen, aber seine Mitglieder lehnten es aus einem unverständlichen Stolz ab, sich daran zu beteiligen. Dem Streben des einzelnen war in dieser Sache insofern Raum gegeben, als der Erstrufer die Vorhand hatte. Mittwochs, wenn es dicken Milchreis gab, der auf dem Topfboden eine so schöne Kruste absetzte, und Samstags, wenn der Sonntagskuchen gebacken wurde, war der Wettbewerb besonders scharf. Ich habe mir oft am Abend vorher heimlich einen harten Gegenstand unter das Kopfkissen geschoben, damit ich beim Erwachen am Morgen sogleich daran erinnert wurde, über welch wichtigen Tag Gott seine Sonne aufgehen ließ. Dann riß ich mit einem schallenden »Ich schrapp heute den Topf aus!« meine Brüder jäh aus dem Schlaf. Wer von ihnen sich am schnellsten besann, der sicherte sich das Recht eines »zweiten Topfausschrappers«, um nicht ganz leer auszugehen. Diese Rechte waren auch marktfähig, man konnte sie gegen mancherlei Dinge aus des anderen Besitz eintauschen. Es war zwar striktes Gebot, daß vor solchem irdischen Handel das Morgengebet gesprochen sein mußte, andernfalls es ungültig war. Über die Länge des Gebetes jedoch bestanden glücklicherweise keine Vorschriften.

Rechte und Pflichten waren also gleichmäßig verteilt, und niemand hatte jemals ernsthaften Grund, sich benachteiligt zu fühlen. In einem Punkte aber war das Gleichgewicht der Kräfte nicht hergestellt. Das war in der Zuteilung der Paten. Jeder Geburtstag gab Anlaß zu Vergleichen, und deren Ergebnis war dann zuweilen ein tiefer Zweifel an der Gerechtigkeit der Welt. Denn die Verschiedenartigkeit der Männer und Frauen, welche uns die Eltern als Paten gewählt hatten, das Gefälle ihrer gedenkenden Liebe war so stark, daß man darüber nicht hinwegsehen konnte. Hier hatte offensichtlich die Macht der Eltern ihre Grenzen. Hier war ein Bruch in der Sozialordnung des Hauses, den sie nicht zu kitten vermochten.

Meinen Paten habe ich in allerbestem Gedächtnis. Er war ein wacherer Mann, und ich verehrte ihn nicht nur, weil er meinen Geburtstag nie vergaß, sondern auch, weil er ein angesehenener Bürger der Stadt und ein Meister des Weidwerks war, dessen Zimmer mit ungezählten Jagdtrophäen behängt waren. Dazu war er - woraus wohl die Freundschaft zu meinem Elternhause abzuleiten ist - ein großer Sangesfreund, der über einen machtvollen Baß verfügte. Bassisten sind immer gutmütige Menschen, während man bei Tenören

Das nicht in Bausch und Bogen sagen kann. Vor allem aber war es des Paten weißer, wallender Vollbart, der mir Vertrauen einflößte, und zwar in einem solchen Maße, daß ich mich bedenkenlos auf ihn berief, als ich eines Tages die Herkunft eines Groschens verantworten mußte, der in der Küchenlade fehlte. Ich muß das näher erläutern, um nicht in üble Nachrede zu kommen.

Meine älteren Geschwister waren zu einer Geburtstagsfeier in der Nachbarschaft eingeladen. Mich hatte man übersehen, was mich sehr kränkte. Um den Gastgeber zu beschämen, zog ich am Automaten für einen Groschen eine Tafel Schokolade, legte sie auf die Türschwelle des Nachbarhauses und lief davon. Jedoch mit mäßiger Eile, so daß ich noch rechtzeitig, ehe mich die nächste Ecke barg, gesehen und nun ebenfalls an die Geburtstags-tafel geholt werden konnte. Ich gehörte damals noch zum Unterhaus, bezog also kein Taschengeld und wurde deshalb von meinem ältesten Bruder einem notpeinlichen Verhör darüber unterworfen, wie ich zu dem Geld gekommen sei. Ich hatte die Schokolade ja nicht selbst gegessen, und es wollte mir deshalb nicht in den Kopf, daß ich sie nun womöglich noch mit einer Tracht Prügel bezahlen sollte. Also suchte ich nach einem Helfer in der Not, und da mir ein weißer, wallender Vollbart, wie ihn Gottvater selbst trug, als das Sinnbild der Güte erschien, griff ich behende nach dem meines Paten. Er, so versicherte ich, habe mir den Groschen neulich geschenkt. Und um ganz sicher zu gehen, verlegte ich den Ort der Handlung in den Bannkreis der Kirche - jawohl, in der Kirche hätte ich ihn getroffen, und dort habe er mir das Geldstück zugesteckt. Nun, bei so viel Frömmigkeit konnten mir die Heiligen ihren Beistand nicht verlagern. Das Verhör wurde abgebrochen, und obwohl der große Bruder versicherte, er werde den Paten befragen, ist nie mehr von jenem Groschen gesprochen worden.

Mit meinem Paten konnte ich also in jeder Hinsicht zufrieden sein. Was aber die Patin betrifft, so war ich gegenüber manchen meiner Geschwister deutlich im Nachteil. Sie kümmernte sich herzlich wenig um mich. Ich habe auch keine Erinnerung, wie sie ausah. Dennoch ist ihr Name mit einem bedeutamen Ereignis in meinem Leben verbunden. Sie war es nämlich, die mich in einer plötzlichen Aufwallung ihrer Patinnengefühle eines Tages zu meiner ersten Ferienreise einlud. Selbstverständlich wurde die Einladung begeistert angenommen. Tagelang lebte ich in erregter Erwartung kommender Abenteuer, und meine Träume kreisten um das fremde Haus. Ein Koffer, der mir - ich zählte sieben Lenze - ungeheuer groß schien, wurde mit allem gefüllt, was man für eine achttägige Reise braucht oder vielleicht brauchen könnte.

Dann schlug die Abschiedsstunde. Sie schlug vom Kirchturm nicht lauter als mein Herz. Denn es war der erste Abschied vom Elternhause. Lange umarmte ich die Mutter, länger als es heute ein zackiger Pimpf für manneswürdig erachten würde. Jedoch ich war kein Pimpf, den gab es damals ja noch nicht, sondern ein Mutterföhnchen. Als man mich fragte, wie das denn werden solle, wenn ich Soldat werden müsse, erklärte ich kategorisch, das komme nur in Frage, wenn die Mutter mitgehe. Man kann sich also wohl denken, daß es kein leichter Abschied war.

Jedoch die Ferne lockte. Sie lockte mit den goldenen Türmen einer fremden Welt, die am Horizonte blinkten, mit dem Rauschen mächtiger Pyramidenbäume in tiefen, unbekanntem Gärten, die ich bald betreten würde, und dem Geflüster verborgener Quellen. So riß ich mich denn tapfer los und betrat festen Schrittes den Zauberkreis der Fremde.

Das Haus der Patin lag in einer stillen Straße unserer Stadt. Ein Fußweg von einer halben Stunde brachte uns, den Koffer und mich, dorthin. Ich zog unter Herzklopfen die Klingel. Sie schrillte seltsam hart und hatte einen sonderbaren Nachhall, - ihr Ton brachte mir die Ungeheuerlichkeit meines Unternehmens jäh zum Bewußtsein. Ich hatte Vater und Mutter verlassen und stand nun vor den Toren einer Welt, von der ich nichts wußte und der ich mich für die Ewigkeit einer ganzen Woche verschrieben hatte. Es war aber keine Zeit mehr zu Überlegungen. Denn nun ward das Tor von einem weißbeschrützten Fräulein aufgetan, das auf dem Haar ein weißes Häubchen trug. Ähnliches hatte ich schon einmal in einem sehr vornehmen Hause gesehen. Ich machte also meinen tiefsten Diener, den ich je zustande gebracht, und sagte, ich sei der Befuch. Das Fräulein sah mich verständnislos an. Ich nannte meinen Namen und wiederholte, man erwarte mich. Jetzt begann das Fräulein angestrengt über den Fall nachzudenken, dann schloß es die Tür wieder und ließ

mich mit einem »Moment mal, Kleiner« Draußen stehen. Bald öffnete es aber wieder, und ich durfte eintreten.

Ich fand mich in einem halbdunklen Vorflur, der mit dicken Läufern belegt war und an dessen Ende schwere Portieren hingen, die mit goldenen Kordeln gerafft waren. Begierig sog ich die Luft des gedämpften Raumes ein, und während ein anderer sie vielleicht als etwas muffig bezeichnet haben würde, erschien mir gerade das als die besondere Würze der Vornehmheit und geheimnisträchtiger Verhüllung. Dazu stimmte auch, daß mich das Fräulein nun aufforderte, die Schuhe auszuziehen und sie gegen die Pantoffel einzutauschen, die ich doch gewiß mitgebracht hätte. Selbstverständlich konnte man in einem solchen Hause, das vermutlich ganz mit kostbaren Teppichen belegt war - daheim hatten wir nur in der guten Stube einen Teppich -, nicht mit grobem Schuhwerk umhergehen. Und überdies geht man immer auf leisen Sohlen, wenn man auf der Spur von Geheimnissen wandelt. Ich tat also wie geheißen. Nun wurde ich durch einen Flur, der in ungewissem Halblicht dalag, in ein Zimmer geführt, dessen Gepränge um nichts hinter meinen Erwartungen zurückblieb. Überall standen Plüschessel umher. Der Tisch war mit einer dunkelroten Samtdecke bedeckt, von der silberne Fransen herabhingen, die sich, wie von unsichtbarer Hand angerührt, leicht bewegten. An einer Wand thronte ein mächtiges Kanapee. Das hatte einen kunstvollen Umbau aus poliertem Holz mit vielen Säulchen. Darauf standen zahllose Figuren, Vasen, Döschen und Täschchen. Solche Pracht hatte ich noch nie gesehen. Hier konnten, das war mir klar, nur Damen leben, wunderbar zart und in seidnen Kleidern mit silbernen Reifen im Haar und einem sanften Lächeln auf den Lippen. Es war nur gut, daß ich mich vor der Reise gründlich gewaschen hatte. Denn sonst hätte ich mich in Grund und Boden schämen müssen, wenn sich die schönen Damen gleich über mich neigen würden, mich zum Willkomm zu küssen. Ich muß hier einfügen, daß ich damals ein schroffer Verächter jeder Zärtlichkeit war, keine meiner Schwestern kann sich rühmen, in jenen Jahren einen Kuß bei mir gehandelt zu haben. Jedoch in meinen Träumen beglückte es mich, wenn sich eine schöne Frau über mich beugte, und wenn ihre warmen Lippen mich berührten, so durchriefelte mich ein süßes Schauern. Nun, dies hier war ja ein Traumreich, in das ich gereift war, und so sieberte ich dem Augenblick entgegen, da sich die Tür auftun und mir eine der Prinzessinnen des Hauses entgegenschreiten würde.

Dieser Augenblick war nun gekommen. Die Klinke wurde niedergedrückt, und herein trat - ein steinaltes, verhußeltes Weib. Das Gesicht war klein wie das eines Kindes und runzelig wie ein überwinterter Apfel. Auf das Fräulein von vornhin und einen Krüchstock gestützt, humpelte die Frau auf einen Lehnstuhl zu und ließ sich ächzend darin nieder. Dann bedeutete sie mir mit dem Krüchstock, näherzutreten, und hielt mir ihre dürre Hand entgegen. Ich faßte meinen ganzen Mannesmut zusammen und begrüßte sie mit einer artigen Verbeugung, die aber bei weitem nicht mehr so gut geriet wie die erste an diesem Tage. Nun sagte die Urahne - die Großmutter meiner Patin, wie ich später erfuhr - etwas daher, ich verstand aber kein Wort. Das Fräulein erklärte mir dann, die Ahne sei Französin und spreche nur in ihrer Landessprache. Sie solle mir sagen, das Fräulein Patin sei auswärts und komme erst spät heim. Das andere Fräulein, der Patin Schwester, sei krank und müsse im Garten Liegekuren machen. Es dürfe nicht gestört werden. Darum könne ich nicht in den Park. Aber die Straße sei ja still und ohne Verkehr, da möge ich nach Herzenslust spielen, und am Abend werde man mich zum Essen hereinrufen. »Vergiß aber nicht, die Schuhe wieder auszuziehen, wenn du nachher hereinkommst!« rief mir das Fräulein mit dem weißen Häubchen noch nach.

Als dieser Tag zur Neige ging, wußte ich, daß schwerere Stunden mein Lebtage nicht mehr kommen könnten, als die es waren, die er mir gebracht hatte. Beim Abendessen mit der Ahne, die, je mehr sie auf Französisch auf mich einsprach, mir um so unheimlicher wurde, vermochte ich keinen Bissen hinunterzuwürgen. Einmal sprach die Ahne, als sie mir ein Glas mit Marmelade zuschob, von »Gelee«, und da ich das sehr wohl verstand, dämmerte mir, daß ich mich mit meiner Sprachkunde doch sehen lassen könne. Jedoch, ich war zu sehr aufgewühlt, als daß ich daraus Trost hätte ziehen können. Als ich schon zu Bett lag, kam die Patin. Sie fragte, ob ich mir auch die Zähne geputzt und die Füße gewaschen habe. Dann ging sie wieder.

Ich hatte schwere und bedrängende Träume. Auf Krüchstöcken, deren Köpfe lebendige Schlangen waren, tanzten Hexen um mich herum und züchteten mir aus zahnlosen Mündern

unverständliche Worte zu, die wie böse Verwünschungen klangen. Ein bleiches, hustendes, eiskaltes Mädchen wollte unter meine Bettdecke kriechen, um sich an mir zu wärmen. Von der Decke und den Wänden stürzten schwere Vorhänge herab und hängten mein Bett vollends zu, so daß ich zu ersticken meinte.

Am Morgen mit dem Hahneschrei stand ich leise auf, schlich mich, während das Haus noch schlief, auf Strümpfen hinunter, die Schuhe in der einen, den Koffer in der anderen Hand, und stürzte aus dem Hause. Ich rannte die Straße hinab und hielt erst in der nächsten Seitenstraße inne, um die Schuhe anzuziehen. Eine halbe Stunde später flog ich in die Arme meiner Mutter.

So endete meine erste Ferienreise. Von der Patin habe ich nie mehr etwas gehört. Ich erinnere mich nicht einmal genau ihres Namens. Insofern also gehe ich ärmer durchs Leben als manche meiner Geschwister. Aber der Besitz, der aus dem Herzensvermögen der Eltern mir wie jedem nach der sozialen Ordnung unseres Hauses zum gerechten Teil zugemessen war, trägt so reichen Zins, daß ich jenen Mangel längst verschmerzt habe.

Das Gesicht der Arbeit

Von Hilde Quast-Theurer

Bilder sehen uns an! Aufgefangen von einem Kömmer, einem, der aus dem Wissen um die Menschen dieses Landes, um ihr Leben und um ihre Arbeit die typische Sekunde festhält. Wir empfinden wieder einmal, was uns der Fotograf mit dem richtigen Blick und der Befessenheit im Erfahren des Geheimnisses »Leben« sein kann: Wegweiser und Führer in die inneren Bezirke, in die Seele von Land und Mensch.

Denn das Auge der Kamera notiert genau. Nicht nur den großen Eindruck, den auch das Menschenauge in der Minute des Gegenüberstehens gierig in sich aufnimmt, um dann, abgelenkt von tausend Kleinigkeiten, die eine über die andere wieder zu vergessen. Das Auge der Kamera schreibt auf. Jede Einzelheit. Es dringt ein und entblößt. Jeden Zug, jede Falte. Oft ist es indiskret. Doch in der Muße des Vertiefens erleben wir dann den großen Eindruck.

Der Fotograf Anton Meinholtz aus Essen ist in Fach- und Amateurreisen weit über unser Gebiet hinaus bekannt. Diesmal bringt er uns Arbeitsvorgänge aus dem Land zwischen Rhein und Ruhr. Nein - er bringt uns mehr: er bringt uns das Gesicht der Arbeit, so wie es sich hier ernst, eindringlich und sehr vielfältig zeigt.

Es schaut uns aus der Spinnerei an, wo Frauenhände den Faden wieder aufziehen, auf daß aus dem sinnvollen Durcheinander von Drähten, Rädchen und Spulen die Wolke bunter, blumiger Kunstseide hervorgehe, der Traum aller Frauen und Mädchen. Wir spüren es im Aufbau des Webstuhls, in der Geste feiner Meistersung und der konzentrierte Blick, mit dem der Kunstschlosser die letzte Feinheit an seinem Werk ausfeilt, verrät es uns.

Montage an dem Eisenkörper einer Brücke! Der Preßluftniethammer zieht die Nieten ein, der Preßluftbohrer zischt! Und vor dem Hintergrund schemenhafter Fördertürme und Schlotte stürzt gewonnener Koks über die Verladebühne in bereitstehende Waggons.